

# Das Unterhaltungs-Blatt

## Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 185.

Samstag, 18. Juli.

1931.

### Derby / Roman von Ernst Klein.

(6. Fortsetzung.)

Reiffenberg und Ludwig wechselten einen Blick der Wut und der Verzweiflung. Diesem Wunsche konnten sie nicht ausweichen. Marvin wurde also in den Stall geführt und konnte die Pferde in ihren Boxen sehen. Er war fast erstaunt, als er Isabel unter den für die Rennen bestimmten Pferden erblickte.

„Was der Teufel!“, rief er, „ich denke, dieses Pferd taugt nichts!“

Barady, der mit böser und verbissener Miene daneben stand, gab die Antwort:

„Das wollen wir eben ausprobieren.“

Das war in einem Tone gesagt, der jede weitere Frage von vornherein abschneidet. Marvin wurde also wieder aus dem Stall hinauskomplimentiert. Reiffenberg stürzte sich kopfüber in die Pflichten als gastfreier Hausherr und befehlt den Eindringling zum Frühstück, gab aber auf alle die Fragen und Anzuspungen seines Gastes ausweichende Antworten. Er wurde um so vorsichtiger, je deutlicher er im Laufe der Unterhaltung sah, welches Interesse sein Gast für die Ausichten seiner Pferde an den Tag legte.

Marvin nahm schließlich Abschied. Doch als er ins Auto stieg, machte er seinem Herzen freie Luft:

„Wissen Sie, Herr Baron“, sagte er mit lauerfühem Lächeln, „ich glaube, Sie haben mich bei dem letzten Kauf mächtig hineingelegt!“

Reiffenberg wußte zuerst nicht, ob er sich ärgern sollte oder nicht. Er zog das letztere vor und lachte, denn das war gescheiter:

„Das kann doch nicht Ihr Ernst sein, Herr Marvin. Sie wissen ganz gut, daß Sie mir die Seele aus dem Leib gedrückt haben. In normalen Zeiten hätten Sie für jedes der Tiere soviel zahlen müssen, wie für alle fünf zusammen.“

„Das ist es nicht, Herr Baron. Die Pferde, die ich von Ihnen habe, sind ihr Geld schon wert. Aber Sie haben mir nicht die besten verkauft! Und es ist nicht recht von Ihnen, daß Sie mir das Theater mit dem Falben vorgemacht haben. Wenn Sie die besten Pferde für sich behalten, dann werden wohl meine nicht viel gewinnen.“

„Warten wir es ab, Herr Marvin!“

Am nächsten Morgen, zeitig in der Frühe, wurden die fünf Pferde nach der Bahn gebracht. Sie hatten zwei Waggon für sich: in dem einen postierte sich Barady, im anderen Ludwig. Reiffenberg selbst wollte am Nachmittag nach Ruhleben hinausfahren.

Er saß noch auf der Terrasse, als das kleine Sportauto vorfuhr, in dem Edith die Reise von Berlin nach Rote Erde zurückzulegen pflegte. Er war aber erstaunt, zu sehen, welch ernstes Gesicht sie machte, als er ihr in der Halle entgegentrat. Nachdem der übliche Freudensturm Diefels sich gelegt hatte, schob Edith das Kind beiseite und wendete sich zu dem Vater:

„Herr Reiffenberg, ich möchte Sie gerne für einige Minuten sprechen.“

„Gewiß, Fräulein Edith. Ich sehe Ihnen an, daß Sie die Trägerin ernster Nachrichten sind. Also — ich bin bereit, diese entgegenzunehmen.“

„Was haben Sie mit meinem Papa gehabt?“, fragte sie, als sie allein waren. „Der ist ja gestern von

(Nachdruck verboten.)

Ihnen zurückgekommen, bis an seine Glage gefüllt mit Gift und Galle. Er behauptet, Sie hätten ihn übers Ohr gehauen oder so etwas.“

„Er bildet sich das augenscheinlich ein, weil ich ihm nicht Mailkönig und Isabel verkauft habe. Sind Sie derselben Ansicht, Fräulein Edith?“

„Ja? Nein, ganz und gar nicht! Im Gegenteil, ich wünsche, daß Sie recht viel Erfolge mit ihren Pferden haben. Aber ich möchte Ihnen noch raten, sich irgendwie mit Papa auszugleichen.“

„Ich habe ihm ja gar nichts getan! Im Gegenteil, die Pferde, die er von mir gekauft hat, sind das Doppelte wert von dem, was er bezahlt hat.“

„Glauben Sie, das weiß ich nicht? Das ist ja der dreimal heilige Business-Standpunkt meines verehrten Vaters! Meinen Sie, er hätte es sonst vom Grüntrambändler bis zum Millionär gebracht? Sie sehen, ich mache gar kein Geheimnis aus unserer Vergangenheit. Immer zu halben Preisen kaufen und zu doppelten Preisen verkaufen — ein sehr lobenswertes Prinzip, Herr Baron.“

Er lächelte.

„Leider kann ich mich nicht damit befreunden“, erwiderte er.

„Deshalb kann ich Sie ja auch so gut leiden“, lautete ihre erstaunte Antwort.

7.

In Ruhleben holte sich Mailkönig die Sporen. Er gewann sein erstes Rennen leicht gegen eine gute Klasse und wurde von den Weisen des Sportes sofort in die vorderste Reihe der Zweijährigen gestellt. Peter junior, die Hoffnung Marwins, kam am selben Tage in einem anderen Rennen heraus, siegte gleichfalls, aber zeigte keine so gute Zeit wie sein ehemaliger Stallgenosse. Er mußte sogar ziemlich scharf angefaßt werden, um seinen ersten Platz zu behaupten. Hätte ein anderer als Winkfield hinter ihm gesehnen, wäre er vielleicht nicht so glücklich gewesen.

Marvin schäumte vor Wut. So wenig er Sportsmann in seinem Herzen war, so verstand er es doch sehr gut, die Chance der einzelnen Pferde gegeneinander abzuschätzen, und er machte sich keine Illusionen über die Chancen, die sein Hengst gegenüber Mailkönig hatte. Für ihn war der Sport ein Geschäft, so wie alles andere; wenn er ihm kein Geld mehr einbrachte, hörte er auf, ihn zu interessieren. Die idealen Seiten waren in Josef Marvin verdammt wenig entwickelt. Er war außer sich, als er den Unterschied zwischen den beiden Hengsten sah.

„Ich habe es ja gleich gesagt“, knurrte er nach dem Rennen seinen Trainer an, „der Reiffenberg hat uns hineingelegt. Wir werden kein großes Rennen gegen Mailkönig gewinnen.“

Winkfield zuckte die Achseln.

„Warum denn nicht? Peter junior ist ein reell gutes Pferd, sogar ein sehr gutes Pferd, und der Preis, den Sie dafür bezahlt haben, ist lächerlich gering. Ich glaube nicht, daß der Herr Baron ihn so billig hergegeben hätte, wenn er das Geld nicht so dringend



brauchte. Also, was wollen Sie? Das, was Peter junior gekostet hat, wird er dreimal hereinbringen. Und die anderen Pferde sind auch nicht schlecht. Ich werde tun, was ich kann, Herr Marvin. Peter ist ein hartes Pferd, nicht umzubringen. Lassen Sie ihn erst mal auf die langen Distanzen kommen!"

"Um — —, ich wünsche Ihnen und mir, Sie behalten recht", flüsterte Marvin. "Aber — — was meinen Sie zu dem anderen Pferd, das Reiffenberg noch hat, die Habel? Haben Sie sie schon einmal bei der Arbeit gesehen?"

"Mehr als einmal! Offen gesagt, ich bin mir noch nicht ganz sicher über die Stute. Daß sie viel kann, ist ohne Zweifel. Aber, wie ich es Ihnen schon damals sagte, ihr Temperament wird ihr immer einen Strich durch die Rechnung machen. Solche Pferde sind ein Lotteriespiel, Herr Marvin. Und im Sport spiele ich nicht gern Lotterie; das kann Kopf und Kragen kosten."

Marvin zog keinen Trost aus der Unterhaltung mit seinem Trainer und kehrte vom Rennen in seine Villa zurück, nur noch mit größeren Sorgen als vorher belastet. Er hatte die Absicht, noch vor dem Winter Peter junior mit großen Summen für das nächste Derby zu wetten. 10:1 oder gar 12:1 waren die Odds, die er für sich erhoffte. Das wäre ein guter Coup gewesen, und das in den Rennstall gesteckte Kapital hätte sich rentiert. Jetzt aber wurde die Geschichte mehr als zweifelhaft, und Marvin begann liebevoll auf den Gedanken zu blicken, ob es nicht besser sei, anstatt des eigenen Pferdes den Hengst Reiffenbergs zu wetten. Geld mußte er machen, so oder so. Geld — viel Geld!

Er schob mehrere Pläne im Kopfe hin und her, bis sich schließlich einer festsetzte, der ihm gut dünkte.

"Edith", sagte er am nächsten Morgen, als er mit seiner Tochter beim Frühstück saß, "ich wollte mit dir schon lange über etwas sprechen, das mir auffällig ist. Du stehst doch augenscheinlich glänzend mit Reiffenberg. Das Kind ist sehr oft bei uns, und du läufst mir beinahe zu oft nach Rote Erde hinaus. Aber ich habe nichts dagegen, denn wenn du dich unterhältst, ist das mir die Hauptsache. Doch ich frage mich, warum kommt Reiffenberg nie zu uns. Schließlich sind wir doch heute auch wer, nicht wahr?"

Edith äugte ihren Vater mit dem unschuldigen Gesicht an, das sie machen konnte:

"Du hast beinahe recht, Papa", stimmte sie bei, indem sie sich in augenscheinlicher Versunkenheit den Honig anstatt auf das Butterbrot in den Kaffee träufelte. "Jetzt, wo du davon sprichst, fällt es mir auf."

Josef Marvin strahlte väterliche Liebe im besonderen und menschliches Wohlwollen im allgemeinen. "Weißt du, ich habe auch darüber nachgedacht, daß ich ihm unrecht tue, wenn ich ihm vorwerfe, mir nicht Maitonig verkauft zu haben. Schließlich ist es sein gutes Recht, das zu behalten, was er will, denn der Sport ist keine Wohltätigkeitsanstalt. Reiffenberg muß auch Geld machen, gerade so wie ich."

"Papa, ich wundere mich. Du ringst dich zu einer Höhe der Anschauung durch, die nur die auserwähltesten Geister mit dir teilen können. Ich ersterbe vor Ehrfurcht und brenne vor Verlangen zu hören, welche Wirkungen diese Wandlung in dir vom Materiellen zum Ideellen für deine Mitmenschen haben wird."

Josef Marvin wußte nicht recht, was er mit diesem Seelenergusse seiner Tochter machen sollte, und zündete sich umständlich eine Zigarre an, um etwas Zeit zu gewinnen.

"Gar keine weiteren Wirkungen", meinte er dann mit einem Lächeln, das nonchalant sein sollte. "Ich habe mir gedacht, daß es immerhin ganz nett wäre, wenn wir mit Reiffenberg etwas intimer verkehrten. Er ist jetzt sehr oft in der Stadt — —". Eine Idee kam ihm hier, eine fabelhafte Idee, die ihm einen Blick auf die Gefühle Ediths Reiffenberg gegenüber verschaffen mußte. Mit gut gespielter Zurückhaltung fuhr er fort: "Es ist mir peinlich, davon zu sprechen, aber du bist ein modernes Mädchen, du siehst die Dinge ja wie sie sind — ich glaube, er hat ein Verhältnis mit

Frau Roy. Das wäre schließlich kein Hindernis für ihn, ab und zu bei uns den Abend zu verbringen, nicht wahr?"

Edith war sicher, daß sie lieber sterben würde, als jetzt rot zu werden. Der Stich des Vaters traf sie. Schmerzte. Schmerzte sogar mehr, als sie selbst es erwartet hatte, aber sie brachte es fertig, zu lachen.

"Das ist keine Angelegenheit. Solange du von mir nicht verlangst, daß ich ihn seiner Geliebten abspenstig mache, habe ich nichts dagegen, wenn er sie und da Liesel von uns abholt."

"Ausgezeichnet, mein Kind!"

Edith machte sich also am nächsten Morgen auf und fuhr nach Rote Erde hinaus. Reiffenberg war nicht da. Man sagte ihr, er hätte am Abend nach dem Rennen telephoniert, daß er in der Stadt bleiben würde, um am nächsten Morgen bei der Arbeit auf der Bahn zu sein. Sie unterdrückte tapfer einen Seufzer, nahm Liesel, placierte sie in das Auto und tuschelte nach Berlin zurück, indem sie auf dem Schloß für Reiffenberg die Weisung hinterließ, sie anzuläuten.

Den ganzen Nachmittag wartete sie auf diesen Anruf. Sie wurde beinahe nervös, und Liesel blickte mehr als einmal erstaunt zu der geliebten Freundin auf, die heute so gar nicht übermütig und fröhlich wie sonst war.

Edith ärgerte sich darüber, daß sie so auf den Anruf Reiffenbergs wartete. Daß sie so enttäuscht war, als er nicht kam. Liebe ich ihn denn schon so sehr?, fragte sie sich.

Am Abend war sie zu rastlos, um zu Hause bleiben zu können. Sie veranlaßte ihren Vater, sich mit dem Glanz des Smokings zu schmücken und schleppte ihn ins Adlon.

Wen sah sie dort, kaum, daß sie den Saal betrat? Reiffenberg im Frack und Kitty Roy, blendend schön, in ihrer großen Toilette. Sie fühlte, daß sie bleich wurde, bleich bis in die Lippen. —

Das Paar erblickte auch sie. Reiffenberg erhob sich, als wollte er ihr entgegenzueilen, doch die Frau legte die Hand auf seinen Arm und hielt ihn zurück. So verbeugte er sich nur und setzte sich wieder. Mit ihrem süßesten Lächeln schloß sich Frau Roy seinem Gruße an.

Marvin, der neben verschiedenen anderen guten Eigenschaften auch die des Takttes nicht bejaß, grinste stillvergügt, als er den Mann vor sich sah, mit dem sich seine Gedanken und Pläne so eifrig beschäftigten. Besser konnte sich keine Gelegenheit für seine Zwecke ergeben. Er steuerte demnach resolut auf den leeren Tisch neben dem Reiffenbergs los, und Edith, innerlich vergehend vor Wut und Scham, vermochte ihn nicht daran zu hindern. Sie konnte ihn doch nicht am Rockzipfel packen und zurückziehen! Konnte doch nicht flüstern und tuscheln! Sie fühlte ja die Augen jener Frau auf sich — —! Und sie wäre kein Weib gewesen, hätte sie, ohne hinzusehen, nicht den Haß in ihnen gewittert. (Fortsetzung folgt.)

## Bergsee.

Von Arthur Silbergleit.

In grüner Flurenstille liegt  
Er in dem feierlichsten Frieden.  
Und seine Aser sind umschmiegt  
Von leichten Faltern und Sylphiden.

Und wenn ein Hauch ihn überfliegt  
Von Gräsern aus den fernsten Rieden,  
Scheint er seraphisch sanft gewiegt  
Von Seelen, welche längst verchieden.

Halb in des Schlummers Banden schon  
Läßt er sich noch zum Lauschen loden  
Von eines Hirten Fildenton  
Und der Kapelle hellen Gloden.

Dann schlummert er verzaubert ein,  
Als ob ihm nichts zum Glücke fehle.  
Aus seiner Tiefe Wiberchein  
Glänzt ahnungsvoll des Himmels Seele.



## Der Teichschreck.

Skizze von Wilhelm Hochgrebe.

Der alte Fischmeister des gräßlichen Gutes war außer Rand und Band. Gestern hatte er einen fünfpfündigen Hecht am Ufer eines der Teiche gefunden, das heißt einen Hecht, der einmal fünf Pfund wog, jetzt aber nur noch aus Kopf, Gräten und Schwanzflossen bestand. Und wenn der Alte auch froh war, den Räuber los zu sein — denn der paßte ihm gar nicht in den Zuchtteich — so kamen die fünf Pfund Hecht doch keinem anderen als dem Grafen oder dem Fischmeister zu. Dieser Fall indessen erregte ihn nicht so sehr wie die unglaubliche Tatsache, daß heute morgen am Ufer des großen Karpfenteiches zwei Karpfen im Gewichte von sechs und acht Pfund lagen, vermindert um je anderthalb bis zwei Pfund der besten Rückenstücke. Das war dann doch die Höhe: Ein Otter in den Teichen! Schon war der Alte auf dem Wege zum Gutsförster, als er plötzlich kehrt machte und nach seiner Behausung zurück ging. Die Bälge standen hoch im Preise, und er hatte den Arger, und darum wollte er den Otter selbst erbeuten. Er wählte die Gerätelammer durch und förderte das gesuchte Tellereisen, ein starkes Dachs- und Otterseisen, zutage. Das brachte er nach dem Teiche und legte es am Ausstiege des Fischmarders künftgerecht aus — so wie er es beim färschlichen Fischmeister am Harze, seinem Lehrherrn, gelernt hatte. Darauf ging er seiner gewohnten Beschäftigung nach, und am Abend freute er sich auf den Morgen, denn dann würde ja der kostbare Balg in den Bägeln hängen.

Schlöder, der Otterrube, dachte anders über diesen Punkt. War er denn vom Flusse zum Strome, dann nach dem Bache und den gräßlichen Fischteichen gewandert, um seine Haut zu Markte zu tragen? Hatte er nicht den Fluß darum aufgegeben, weil der Jagdhüter ihm keine Ruhe mehr ließ und der Rauhhaar schon viermal hinter ihm war im Uferschiff? Ungern verließ er seine Heimat, ungern das stille Wasser mit den Schilfwäldern und Erlensbeständen an seinen Ufern. Der Jäger und sein Hund hatten ihm die Heimat verleidet. Der Strom aber, den er zuerst aufsuchte, war wohl fischreich, sein Ufer jedoch baumlos und glatt. Darum zog der Otter weiter und fand den Bach und die Teiche und wieder Teiche und ringsumher ganze Schilf- und Weidenwälder mit uralten Erlen und Pappeln. Fische gab's so reichlich, daß sein Marderblut sich auf der Fischweid austoben konnte. Auch war reichlich und bequem Abwechslung zu haben, schmackhafte Wurmblätter, Wildenten und Wasserhühner und am Ufer äsende Fasanen. Den ersten stärksten Hecht hatte er noch ganz verputzt, da er von der weiten Wanderung ausgehungert war. Danach aber brauchte er von den Vielpsiindern nur die besten Stücke zu verzehren; soviel Beute kam ihm in den Fang.

Voll und rund spiegelte der Mond sich im Teiche und neben ihm die Wipfel der Bäume, die fast alle schon blattlos waren. Schlöder lag auf dem Stamme einer Schwarzpappel, die der Sturm vor Jahren ins Wasser niederbog, und verdaute eine Schleie. Der andere Ausstieg, wo er die beiden schweren Karpfen in der letzten Nacht gelandet und aufgefressen hatte, kam ihm nicht gehener vor, weil er die beiden Karpfen vermiste. Der alte Fischmeister hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wenn freilich der Mond nicht so hell herabgeleuchtet hätte, wäre Schlöder vielleicht doch in das unter der Wasseroberfläche auf einem eingemauerten Pfahle lauernde Eisen geraten. So aber sah die Otter noch rechtzeitig die Gefahr.

So lang wie Schlöder war, lag er auf dem Baumstamme und döste in die vom Mondlicht versilberten und vom leichten Nachtwind geschaukelten Fluten; der breite Kopf war auf den Stamm gedrückt. Wie tot lag Schlöder da. Plötzlich aber fuhr er kopfüber ins Wasser hinein, wo er hin- und herhockte, um bald ohne Beute wieder aufzusteigen.

Er hatte sich getäuscht. Der Fisch, den er unter sich im Wasser wühlte, war nur das Spiegelbild eines Blattes gewesen, das vom Baume herab flatterte.

Schlöder lag wieder lang auf der Pappel und verdaute die andere Hälfte seiner Schleie. Genau um die Zeit aber, da der Fischmeister seiner Alten im Traum erzählte, was er sich und ihr von dem Erlös aus dem schönen Fell anschaffen wollte, rutschte der Fischotter wieder in sein Element hinunter und jagte sein Schuppenwild. Hin und her ging die Jagd unter Wasser. Nur dann und wann tauchte der bärtige Fang über die Oberfläche des Teiches, sog der Windfang die Lungen voll Luft und wieder ging's hinunter in die Fluten und auf die Fischweid. Was ihm an Kleinzeug in den Fang kam, fraß er an der Oberfläche schwimmend auf, größere Beute schleppte er an Land auf die Fraßplätze oder auf die alte Windbruchpappel. Satt war er schon längst, aber er jagte weiter, weil's was zu jagen gab, weil's ihm so angeboren war und weil's sich in der Mondnacht so herrlich jagen läßt. Jetzt löbte er einen Riesenkarpfen in einer Bucht des Teiches auf. Der alte Bursche war so breit, daß er ihm nicht den Fang quer über den Buckel zu schlagen vermochte. Auf dem Rücken schwimmend jagte Schlöder unter dem Zwölfsfünder dahin, riß ihm den Bauch auf und schleppte seine schwere Beute am nächsten Ausstiege an Land.

Dreimal fand der Fischmeister sein Otterseisen leer, an anderen Uferstellen aber immer wieder neue Zeichen dafür, daß der Fischmarder noch da war. Der Alte dachte an die hellen Mondnächte, putzte seine alte Flinte auf, baute sich am Ufer des Hauptteiches, in dem der Otter mit Vorliebe hauste, einen Anstich und nahm schon in der Dämmerung hinter der Wand aus Röhricht seinen Platz ein. Lange mußte er warten. Hoch stand der Mond über den Erlen, und kalt war die Nacht, aber der Alte hielt aus. Aus dem Röhrichtshausen auf der festen Schlammwand schlängelte Schlöder sich wie ein Mal heraus, und fast lautlos glitt er ins Wasser.

Eine lange, vielgezackte, vom Mondlicht versilberte Pfeilspitze durchschnitt den Wasserspiegel. Der alte Fischmeister riß die Augen auf und die Flinte hoch. Der Schuß drohte in die stille Nacht, das Wasser spritzte auf — und wurde glatt. So schnell es seine vom langen Anstich steif gewordenen Glieder zuließen, eilte der Alte in den bereitstehenden Kahn, paddelte sich an die Anschußstelle und suchte mit Hilfe eines Leichers das Wasser ab. Vergeblich war diese Mühe. Noch eine halbe Stunde wartete er, ob seine kostbare Beute wohl emportauchen würde, aber — Schlöder hatte den Schuß, obwohl der Hagel nicht traf, so übel genommen, daß er unter Wasser zuerst und dann über Land davon flüchtete. Die gräßliche Fischerei war ihm nun nicht mehr geheuer. In den Weiden der Fasanerie riß er ein Kaninchen, und mit dieser Begegnung im Leibe wanderte er die ganze Nacht. Die alte Heimat zog ihn. Feinde sind überall. Sterben kann man überall. Darum wohnte Schlöder wieder in der Heimat, am Waldfluß. Sie sah sein erstes junges Leben und mochte auch sein letztes Tauchen sehen, wenn's anders nicht sein sollte. Nur ein Schnen hatte er noch. Eine weiße mondheile Hornungsnacht wollte er noch erleben, sich mit hellem, jauchenden Pfiff eine Fähe heranpfeifen und mit ihr über den stummernden Schnee tollern, über die blühende Eisbede schlüpfen, durch die wohlthätigen Fluten schießen. Nur so lange sollte der Jäger warten. Damit sie nicht aussterben, die freien Herren der Seen und Flüsse.

## Der Zeitlose.

Von Albert Leitich-St. Andrä.

Ein feiner, fast herblicher Regen ging nieder; aber im Zimmer war es warm und hell. Der funkelnde Samowar sang auf dem Tisch, die Wachskerzen gossen ihr mildes Licht auf das weiße Haar Cecile Andrians, die sich über eine Arbeit beugte, und auf das Albumblatt, auf welchem der Gast, ein junger berühmter Maler, eine Landschaft mit zwei mächtigen Bäumen an einem Bache zu Ende zeichnete. Das Album gehörte der alten Dame: ein von der Zeit zernagter Lederband mit vergilbten Blättern, auf denen Sträucher, Rosen, Keten gezeichnet und mit vergilbter Tinte Verse, Sinnprüche und Madrigale eingetragen waren . . .

Viele, viele Jahre hatte vermutlich niemand etwas in dieses Album geschrieben; denn auch dem jungen Künstler fiel es im ersten Augenblick furchtbar schwer, er hatte eine Scheu, diese Blätter zu berühren, wie man sich davor zu scheuen pflegt, auf ein altes Grabkreuz zu schreiben.

Die alte Dame aber sah verwundert sein Bögem, und er machte sich endlich an die Arbeit, von all diesen harmlosen Versen und Keten und dem bittenden Stimmchen der Greisin selbst hingerissen, besiegt.

„Weißt du, Cecile,“ unterbrach plötzlich eine alte Dame, die Gesellschafterin und Freundin der Baronin Andrian, die Stille . . . „wenn du etwas singen wolltest, der Abend ist so lang. Und unser junger Freund hat dich noch nicht gehört.“

Cecile Andrian, die Tochter Meyerbeers erglänzte und sah den Gast zum ersten Mal mit solchem Vertrauen, solcher Hingebung und Freude an, daß ihm ganz unbehaglich wurde. Der Fremde glaubte, sie wolle nicht singen und bitte, daß er der Gesellschafterin Vorschlag ablehnen solle, allein zu seinem großen Erstaunen fand die Greisin nach sehr schwachem Widerstand bereitwillig auf und begab sich in das Wohnzimmer.

Die Freundin folgte ihr geschäftig und vergnügt und setzte sich sofort ans Klavier, während die Baronin Cecile noch die Keten suchte.

Der Gast richtete sich im Winkelchen beim Tisch ein, wo die Lampen brannten, und vertiefte sich in seine Zeichnung; aber bei den ersten Tönen stockte der Bleistift, und er wurde starr. Töne kann man nicht beschreiben, es läßt sich weder von einem Geräusch, noch von Tönen, weder von einer Harmonie, noch von einer Dissonanz eine Vorstellung durch Worte geben. Er empfand bloß: Seit dem Augenblick seiner Ankunft in Al-Aussée schnürte ihm ein nicht zu bewältigendes, inneres, schmerzliches Bellenmessen in die Kehle zu.

Die Greisin sang erst das „Brautgeleit aus der Heimat,“ dann den Psalm „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt“ mit einer seltsam unwirklichen, greifenhaft schwingenden Stimme, die manchmal dem Klagen eines sterbenden Tieres glich.

Das Gesicht der Sängerin war ernst, sie war ganz bei der



Sache. In den Türen standen Dienerinnen und jede war erschüttert bis zum Schluchzen.

Die Musik fuhr fort; langsam legte sich das Zittern in den Nerven des Gastes, und es weckte ihn an wie aus einer fernem, nebelhaften Zeit, deren man sich kaum erinnern konnte, und zwang ihn, zu lauschen.

Das Motiv variierte, erweiterte sich und brach ab, und er bemühte sich noch immer, sich zu erinnern . . . die zusammenhanglosen Bilder verschwammen vor seinem geistigen Auge . . . Ein hoher Saal und im Dämmerlicht . . . Kerzen auf dem Klavier . . . Schwache Sonne drang durch die Fensterscheiben. Man schrieb den 2. Mai 1864. Es war mausestills im Zimmer. Ganz leise huschten dienstfertige Mädchen über den mit schweren Teppichen belegten Boden. Ein schönes junges Mädchen saß neben dem Bett der Schwerkranken. Niemand wußte bis zur Stunde, daß der abgekehrte Mann mit den müden Blicken in den träumerischen Augen noch Leben unwiderstehlich abgesprochen war. Alles hoffte noch auf ein Überstehen der Krise; der französische Arzt, der eben noch an seinem Bett geweiht hat, stellte eine beruhigende Diagnose: „Es kann noch alles gut werden, nur nicht verzweifeln!“

Immer wieder murmelte das junge Mädchen, Cecile Meyerbeer, dieses Trostwort vor sich hin. Plötzlich regte sich der Kranke, verlangte nach Wasser. Er schüttelte sich nervös, dann war er wieder ganz ruhig. Ein paar Kinder schlüpfen sich auf den Zehenspitzen herein, hinter ihnen Erwachsene. Plötzlich richtete sich der greise Künstler aus den weißen Kissen auf, streckte die Hand ins Leere, die Finger verkrampften sich zur Faust: „Musique . . .“, kaskierte der Sterbende tonlos.

„Ich sehe ihn noch ganz deutlich vor mir“, hatte die Greisin, die Tochter Meyerbeers, die den Geologen Baron Andrian geheiratet hatte, zu dem jungen Gast gesagt: „bis in den letzten Tagen vor seinem Tode war er mit den Vorbereitungen zu der Aufführung seiner zwanzig Jahre zurückgehaltenen Oper: „Die Africana“ beschäftigt. Er freute sich unbändig auf die Gestaltung dieses Werkes, und in seinem letzten Wort mochte vielleicht auch der Schmerz enthalten sein, den er empfand, weil er der Aufführung nicht mehr beiwohnen durfte. Er arbeitete oft pausenlos bei Kerzenlicht bis in die späte Nacht hinein. Fieberhaft, ganz weltentrückt, lag er, von Postern gestützt, im Bett aufrecht und schrieb die Noten mit einem langen Gänsefiedel auf das rauhe Papier, das er bevorzugte.“

„Wir glaubten anfangs so gar nicht recht an den Ernst der Krankheit. Später machten wir uns Vorwürfe, daß wir, aus Berlin kommend, nicht auch unseren deutschen Hausarzt mitgebracht hätten. Ein deutscher Arzt und gerade dieser hätte vielleicht doch noch helfen können . . . Vielleicht“ . . . Die Greisin machte sich immer noch Vorwürfe über das damalige Versäumnis. Immer wieder schüttelte sie den Kopf, ihre Stimme wurde unstimmig. „Vielleicht doch . . .“ murmelte sie immer wieder.

Aus seinen Träumen wurde jetzt der Gast gerissen, weil sich die Greisin anschickte, ein anderes Lied zu singen.

Den Text verstand er nicht, er wollte zum Klavier treten und den Titel lesen, doch er ließ es sein. Mochte die Erinnerung fortfliegen, ungehindert und frei, ebenso leicht und unerwartet, wie sie herbeigeschlagen war.

Als die Greisin zum zweitenmal sang, begleitete sie sich selbst. Der Zuhörer sah ihre schlanke Gestalt von rückwärts mit dem tiefherabgelassenen schneeweißen Haar; er vernahm das greisenhafte Beben der Töne nicht mehr, und nach und nach kam es ihm vor, daß es nicht die vierundneunzigjährige Baronin Andrian, sondern jenes blasse junge Mädchen Cecile Meyerbeer sei, das nicht jetzt, sondern in einer unendlich fernem Vergangenheit, die jetzt zur Gegenwart geworden, das unvergeßliche Lied singe . . .

Die Greisin und ihr Gast saßen nach dem Speisen beim Tee auf der breiten Terrasse der Villa, die schon Gäste wie Theodor Herzl, Rains, Mitterwurzer, Lewinsky und Arthur Schnitzler beherbergt hatte.

Der Abend senkte sich auf die hellen, stillen, ganz goldgelben Auffer Wiesen. Wärme, aber nicht Hitze, wohlriechend und weich, rings umher. Im Garten dunkelte es schon völlig, aber auf den Wiesen lagen noch lange Sonnenstrahlen. Unermüdlich, mit durchdringendem Tone zirpten die Grillen im Grase. Die Luft war so klar und rein, daß man von weit, weit her das Rädergeräusch der herankommenden Bauernwagen vernahm.

Der Besucher hatte keine Lust zum Sprechen, er wollte atmen und leben. Er wußte nicht, wie die Zeit verstrich, seit er in Auffer eingetroffen war. Die Tage gingen und gingen; er wußte bloß, daß das Gras längst gemäht, daß zeitweilig scharfe Winde die Wälder des Sees zu träufeln begannen. Aber jetzt lag er augenblicklich wie schlafend da. Das Firmament schimmerte. Am Himmel drängten sich von Osten her stille, runde Wolken heran und breiteten sich langsam und unmerklich ihre Farben verändernd aus.

„Liebe Baronin“, wandte er sich an die Greisin, die ebenfalls schweigend war, „Sie sind nachdenklich? Raten Sie, woran ich denke? Ich denke daran, daß ich nicht recht weiß, welches Datum

wir haben, welchen Monat . . . wie lange ich schon bei Ihnen bin

Die Greisin lachte auf und machte mit den Händen eine abwehrende Bewegung. „Ja, was soll Ihnen das, junger Freund? Ich lebe schon lange so. Die Tage der Woche weiß ich, Sonntags läutet es unzähligemal von der Kirche, und das Datum — was soll mir das sagen? Ich habe nichts gemein mit den Nachbarn. Eine Bibliothek ist da, ein Piano . . . Ich habe mich einmal entschlossen, mich von der Gesellschaft loszulösen, so bleibt es auch dabei. Winter, Frühling, Sommer . . . Es ist schön, in der Einsamkeit zu leben, freiwillig das Getriebe zu verlassen und der Welt den Rücken zu kehren . . .“

„Ja, und man kann den Tagen nicht folgen; sie sind sich alle so ähnlich, wie ein Tag . . .“

Die Greisin lächelte und schüttelte ihren schneeweißen Kopf. „Ähnlich? Ja, vielleicht ähnlich. Dort, sehen Sie jene hellen Wolken hinter der Wiege? Sie sind auch den gestrigen sehr ähnlich und denen von morgen und noch vielen Wolken, die waren und sein werden — alle, als wären es dieselben Wolken. Und doch sind es nicht die gestrigen und nicht die von morgen, und alle sind verschieden. So auch sind die Tage für den Menschen; auch sie sind alle verschieden und doch alle stets dieselben, so jetzt wie einst, und ewig bis ans Ende der Welt . . .“

Zum erstenmal sprach sie so ernst mit dem jungen Maler, bis zur Traurigkeit ernst. Der Ausdruck ihres Gesichtes kam ihm verändert, unruhig und betrübt vor.

„Was fehlt Ihnen, liebe verehrungswürdige Frau?“ sagte er besorgt und ergriff ihre Hand. „Sind Sie unwohl?“

Zu seiner Verwunderung entzog sie ihm ihre Hand, stand auf und ging, so schnell sie ihre Füße trugen, aus dem Zimmer. Er glaubte ein verhaltenes Schluchzen zu hören und blieb allein mit seiner Verwunderung und seiner Traurigkeit. — Er setzte sich ans offene Fenster, der Mond stieg höher und glitzerte nun auf dem Gras und den Wipfeln der dichten Lindenbäume. Die Grillen verstummten. Er sann darüber nach, wie die Scheu, die Meyerbeer vor der Öffentlichkeit besaß, die Zurückhaltung, mit der er sein Privatleben abblende und nur mit Kompositionen, niemals mit Worten, Verteidigungen oder gar Angriffen hervortrat, auch auf seine Tochter übergegangen war.

Es verstrich einige Zeit. Er bemerkte nicht, wie der Mond verschwand, wie es zu dämmern begann, wie der Garten ganz grau und tot wurde. Mechanisch stand er auf, klebete sich an, ohne recht zu wissen, was er tat, nahm den Koffer, packte seine Sachen hinein und blieb zum letztenmal vor dem offenen Fenster stehen, den Garten zu betrachten, den die Greisin aufmerksam zu beobachten nicht müde wurde.

Die kahlen Äste, die gelben Blätter waren sicherlich nur Beihilfe, mittels derer die alte Dame all das Schöne, das sie auf ihren Wanderungen einst gesehen, sich wieder vor Augen zauberte; ähnlich, wie ja oft nur wenige Takte eines Musikstückes genügen, um uns damit die ganze Tondichtung zu vergegenwärtigen.

## Welt u. Wissen

**Das Segelschiff ohne Mannschaft.** Vor einiger Zeit beschloß das Marineamt der Vereinigten Staaten, das alte Segelkriegsschiff „Constitution“ zu neuem Leben erwecken zu lassen. Auf einer Marinewerft wurde eine getreue lebensgroße Nachbildung der alten Fregatte geschaffen, und dieser Tage war die „Constitution II“ vollendet. Plötzlich aber tauchte eine schwierige Frage auf, an die das Marineamt vorher nicht gedacht hatte: wer sollte das Segelschiff bemannen? Eine Umfrage bei den einzelnen Dienststellen ergab, daß die Flotte der Vereinigten Staaten auch nicht einen einzigen Matrosen besitzt, der mit Segeln umgehen könnte. Glücklicherweise hatte man die teure Leinwand noch nicht angeschafft; die Masten raaten nackt in den Himmel. Es sah schon heinake so aus, als müßte die „Constitution“ auf ihre beabsichtigte Rundreise durch die amerikanischen Häfen verzichten. Doch schließlich geriet der Hilfsstaatssekretär für die Marine auf den Einfall, das segellose Segelschiff durch einen Schlepper ziehen zu lassen. So wird die Fregatte, die 1812 der Stolz der amerikanischen Marine war, im Schlepptau eines fauchenden und ruckenden Dampfers seine Rundreise um den Kontinent antreten. Den erhofften Eindruck wird das Schiff freilich nicht hervorrufen. Aber das macht dem klugen Marineamt ebensowenig Kopfschmerzen wie die Tatsache, daß die segelunfähigen Matrosen, welche die Besatzung der „Constitution“ vortauschen sollen, in moderner Uniform auftreten werden. Denn schon allein die leise Andeutung, daß die Matrosen die Tracht des Jahres 1812 tragen sollten, führte zu so lebhaften Protesten aus den Kreisen der Seeleute heraus, daß auf den Plan verzichtet wurde.